

(Nachdruck verboten.)

14) Auf der letzten Schwärze.

Roman von Gustav af Geijerstam.

„Warum weinst Du?“ flüsterte Sjöholm.

„Ich weiß nicht,“ flüsterte Märta zurück.

Sie war wie betäubt. Sie war selig, nicht länger einsam zu sein. Sie fühlte das Glück in sich rufen, und sie entzog ihr Gesicht seinen Klüssen nicht.

„August,“ murmelte sie, „August!“

Und die Augen schließend, schlang sie die Arme um seinen Hals, und es war ihr, als ginge sie unter in etwas Unbekanntem, Großem, das lange auf sie gewartet, von dem sie in ihren leichtesten Träumen geträumt. Sie wurde eins mit dem stummen Bild des Meeres und der großen Lampe der Nacht. Ihre Thränen hörten auf zu fließen, und sie lächelte und zitterte, als sie sich auf starken Armen erhoben und an eine Brust gedrückt fühlte, die männlich und warm war und an der sie so geborgen ruhte, als hätte sie nie von etwas andrem geträumt.

Sie erwachte zur Besinnung, als die Arme sie losließen und ein Paar forschende Augen hinab in ihr Antlitz sahen. Da wurde sie von Scham ergriffen und lief, ohne ein Wort der Erklärung, leicht wie der Wind, den wohlbekannten Weg über die Klippen zurück nach Hause.

So fing das an, wovon niemand im Dorfe etwas wußte, was aber Zille Bumm durch einen Zufall zu sehen bekam, und so ging es zu, daß Märta nicht länger einsam war.

Arme Märta!

11.

August Sjöholm war einer der Iedigen Leute unter den Losen und der schönste Bursche auf der ganzen Insel. Als er vom Ausguck herabstieg, um zu sehen, wer das Mädchen war, das einsam in Mondenschein unten auf der flachen Felsplatte am Strande lag, hatte er keineswegs an etwas andres gedacht, als an die leichte Liebeslei eines Augenblicks, und als der Sieg ihm so leicht ward und Märta ohne weiteres ihre Arme um seinen Hals schlang, war sein erstes Gefühl das der Verwunderung. Er hatte mehr als ein Weib erobert, und er glaubte das Geschlecht zu kennen. Aber nie war es ihm widerfahren, daß ein Mädchen wie Märta sich so leicht gewinnen ließ. Er mußte sich selbst gestehen, daß er das Vorgefallene durchaus nicht verstand. Er war in einen Wirbel geraten, der ihn packte, ihn heraufschuf und verwirrt machte und ihn mit einer Leidenschaft erfüllte, die er bei früheren leichteren Verbindungen niemals erfahren hatte.

Sjöholm war glücklich in dem Verhältnis, das ihm so plötzlich die Liebe eines schönen Mädchens geschenkt hatte. Aber wie dieses Verhältnis entstanden war, das begriff er nicht, und ebensowenig begriff er es, nachdem er Märta zu wiederholten Malen getroffen hatte.

Wie eine reife Frucht war Märta mit all ihrer Jugend, Wärme, Liebe, ihrer munteren Laune und ihrer fröhlichen Zärtlichkeit diesem glücklichen jungen Mann in die Hände gefallen, und er nahm alles entgegen, als sei es sein Recht und als könnte es gar nicht anders sein. Märta kam ihm entgegen, wenn er sie suchte, und sie gewährte ihm Zusammenkünfte, wenn er darum bat. Sie war zärtlich und verliebt und glücklich, und sie verlangte keine Versprechungen von ihm. August war förmlich in das sogenannte Schlaraffenland gekommen, wo gebratene Ferkel mit Silbergabeln im Rücken herumlaufen, wo Zuderwerk auf den Bäumen wächst und der Wein gleich Quellen aus der Erde rieselt. Wie lange das dauern sollte, und ob es überhaupt dauern würde, daran dachte er nicht; und was er an dieser Liebe nicht verstand, die in einer Mondscheinacht über ihn gekommen war und mit einem Schlage seine ganze Welt verändert hatte, dafür mühte er sich nicht, eine Erklärung zu finden. Glücklich ging August Sjöholm jedem Stillsitzen entgegen, und nie glaubte er etwas erlebt zu haben, das sich mit dem Gefühl vergleichen konnte, welches dieses junge Mädchen ihm einspökte.

Einmal gab er ihr zu verstehen, daß er es nie gewagt,

zu Märta von Liebe zu sprechen, weil er sie an einen andern gebunden glaubte. Da sah Märta ihn an und sagte mit treuherzigem Ton und Gesichtsausdruck:

„Wer sollte das sein?“

„Na ja,“ meinte August, „es gab solche, die sagten, Du und Niels Claussen, Ihr hättet was miteinander.“

Als der Lofse den Namen sagte, sah er, daß Märtas Augen einen andern Ausdruck bekamen, als er sich je erinnern konnte, an ihr gesehen zu haben. Das ganze Gesicht wurde gleichsam kleiner und die Augen sahen an ihm vorbei hinaus ins Weite, als suchten sie dort etwas.

„Das war ganz fehlgeraten,“ sagte Märta jedoch, und ihr Geliebter fand, daß ihre Stimme ganz natürlich klang. Aber das ganze Wesen Märtas wurde gleichzeitig so wunderbar, daß August sich nie entschoß, die Frage zu wiederholen, die er zuweilen auf den Lippen hatte. Zwischen die beiden glitt in diesem Augenblick etwas wie das Vorzeichen einer Gefahr, und Märta wurde an diesem Abend so heftig in ihren Liebeslungen, als sei da etwas, was sie mit aller Macht in die Flucht jagen wollte.

August Sjöholm vergaß diesen Eindruck jedoch bald, und dem ersten Mordscheinabend folgten mehrere. Abend um Abend stand der Mond rund und leuchtend am Himmelsgewölbe, und Abend um Abend blickte er hinab auf zwei junge Menschen, die glückberauscht auf der flachen Felsplatte zusammentrafen, welche das Meer bespülte. Aber Abend um Abend wurde auch der Mond immer kleiner, und als er schließlich gleich einer gelben krummen Sichel auf dem dunkeln Blau des Himmels hing, wo Millionen Sterne funkelten, da wurden auch die Nächte dunkler, und als der erste harte Nordwind kam, da schmiegen sich die beiden Liebenden in der natürlichen Grotte aneinander, die unten am Strande von einigen ungeheuren Steinblöcken gebildet wurde und dazu geschaffen schien, eine Freistatt heimlicher Liebe zu sein.

Aber derselbe Nordwind, der Märta und ihren Liebsten in die Grotte scheuchte, war es auch, der Zille Bumm nach Marstrand führte, und als er zurückkam, waren drei Tage verstrichen, und der Wind hatte sich gedreht.

Wie ein plötzlicher Brand, der den dürren Waldboden ergreift und in kleinen Flämmchen von Erdhügel zu Erdhügel springt, so verbreitete sich auf der Sonnenhöhe die Nachricht, daß Zille Bumm zurückgekommen sei, nicht mit einem Boot, sondern mit zweien. Er hatte das andre im Schlepptau, und es lag unten an Groß-Larsens Brücke. Wer wollte, konnte hingehen und sich darüber aussprechen, ob er die Schaluppe kannte oder nicht. Zille Bumm hatte gleich gesagt, welches Boot es war, und es gab niemand, der ihm widersprechen konnte. Denn das Boot gehörte zum „Delphin“, es war eines jener geräumigen Ruderboote, wie sie die Fischer mit sich zu führen pflegen. Nun hatte es sich von dem großen Boote losgerissen, und das Meer hatte es den langen Weg von der Mitte der Nordsee zurück an die felsige Küste der Heimat geführt. Wer wußte, welchen Weg es gezogen? Wer wußte, wie es dazu gekommen, sich so auf eigne Faust auf dem stürmischen Meere umherzutreiben? Wer wußte überhaupt etwas? Wer konnte etwas wissen?

Aber die Nachricht, daß das Boot gefunden war, fand ihren Weg in die kleinen lichten Häuschen, die rings um die Kirche lagen, auf der grauen Schwärze weit draußen im Meer. Sie kam in das Wirtshaus, sie schaffte die Bierflaschen aus dem Keller und versammelte die Männer zu einer eifrig beratenden Runde. Sie stieg den Berg zum Losenausguck hinauf, und sie ließ die munteren Stimmen der Kinder verstimmen, die dort auf den Ausgucksbaum Kletterten und, auf den Leiterprossen sitzend, Lieber sangen, während sie hinaus übers Meer guckten, um dort nach weißen Segeln auszulugen, die sich der Insel näherten. Eins nach dem andern schlüpfen sie sich fort, und auf bloßen Füßen sprangen sie, gelenkig wie Katzen, fort über die Klippen und verschwanden — so wie wenn man einen Schuß auf eine Schar Eibergänse abgibt und die Vögel nach allen Windrichtungen auseinanderstieben. Es wurde leer auf dem Ausguck, leer wie nach einem schreckensvollen Unglück. Aber die Reingkeit ging auf

leichten Kinderfüßen weiter, und sie verdrückte sich von Hütte zu Hütte. Sie trat bei Mutter Albertina ein, und sie pochte an die Thür des alten Clauffon und Mutter Bedas. Sie traf August Sjöholm, der auf dem Wege war, um Makrelen zum Räuchern zu holen, und sie ließ sich im Pfarrhof nieder, wo der Pastor vor den Kirchenbüchern saß und bei seinen statistischen Berechnungen schwikte.

Und wohin die Nachricht kam, lockte sie Leute aus dem Hause. Das eine Fischerboot des „Delphin“ war heimgekommen. Ohne Ruder war es umgestülpt auf dem Meere geschwommen. Es lag unten an Groß-Larjens Brücke, und alle mußten hinaus, um es zu sehen. Sowohl die, deren Lieben an Bord des „Delphin“ waren, als die, welche sie in Sicherheit hatten, oder zum mindesten an Bord des „Polarsterns“ oder irgend eines andern der Nordseeboote — alle kamen sie, Männer und Frauen, und gingen hinab auf den kleinen grauen Steg und blieben dort stehen, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, daß das Gerücht wahr gesprochen.

Denn sie mußten das Unerhörte mit eignen Augen sehen, das Boot mit den Blicken messen, seine Schäden betrachten, die Köpfe zugleich mit den andern schütteln, die Unruhe, die Angst, die peinvolle Ungewißheit fühlen und wissen, daß sie geteilt wurde. Die Kinder kamen mit den Großen und standen in Rudeln und horchten ihren Worten. Sie waren stumm vor Schrecken und hatten das Spiel vergessen. Ein kleiner Junge, der allein von zu Hause weggelaufen war, weinte laut nach seinem Vater.

Wie ein Seufzer des Schreckens ging es durch die Schar auf der Brücke, als man das Kind weinen hörte. Das Weinen des einsamen Kindes wirkte ansteckend; es gab gleichsam den Befürchtungen des Aergsten vermehrtes Gewicht, jenen Befürchtungen, die, obgleich unausgesprochen, mit offenen Augen aus all' den kurzen Worten und Urteilen zu starren schienen, die die Männer fallen ließen. In diesem Boot pflegten mehrere der Besatzung hinauszurudern, um die Neze zu besichtigen, und so mußte es wohl gekommen sein. Sie waren vom Sturm überrascht worden und hatten sich nicht helfen können. Vielleicht hatten sie, während die See hoch ging, Versuche gemacht, das Garn zu bergen, dabei war eine Welle gekommen, die das Boot umgestürzt hatte, und so waren alle Mann von den Wellen verschlungen worden. Wenn nicht das Aergste geschehen war — wenn nicht der „Delphin“ selbst seinen Untergang gefunden hatte! In jedem Fall mußte einer oder einige untergesunken sein, ohne daß die Kameraden ihnen hatten zu Hilfe kommen können, und es gab nun abermals Witwen auf der Sonnensähre, Kinderlose und Vaterlose. Dies war sicher, dies kam mit dem Flügeltrauschen des unausweichlichen Todes und verbreitete ringsumher Entsetzen. Wie eine Angstwelle strömte es von Herz zu Herz, von Blick zu Blick. Aber wer ist es, den das Unglück getroffen? Bist Du es, oder bin ich es? Oder sind es viele?

Mutter Albertina stand in der Schar auf der Brücke, und rings um sie bildete sich ein kleiner Ring jener, die hofften, sie sprechen zu hören, für den Fall, daß sie etwas gesehen oder geträumt hatte. Heute wagte doch keiner, sie zu fragen, denn alle fürchteten, das Schlimmste zu hören. Aber Mutter Albertina schwieg hartnäckig, während ihre scharfen alten Augen genau das Boot untersuchten, als glaubte sie eine Lösung des Rätsels in dem beschädigten Holz oder im Steben zu finden, der gebrochen ward, als der Sturm das Boot an die Klippen des Landes warf. Sie schwieg, weil sie nichts zu sagen hatte, denn Mutter Albertina stand selbst da und grubelte über das Unerklärliche nach, daß ein Unglück eingetroffen zu sein schien während sie doch selbst nichts gesehen hatte. Langsam und nachdenklich ging sie heim, ohne gesprochen zu haben, und hinter ihr wuchs das Entsetzen, weil alle glaubten, Mutter Albertina wüßte mehr, als sie sagen wollte. Stumm verschwand die gebückte kleine Alte hinter dem Seeschuppen, wo die Fische getrocknet zu werden pflegten, und still zerstreute sich die Schar nach ihr, und einer nach dem andern ging seinem Heim zu.

Stumm wanderten auch der alte Clauffon und sein Weib über den steinigen Weg. Der künstliche Fuß des Alten schlug hart gegen die Steine und gab einen wunderlichen dumpfen Klang, wie wenn man auf etwas Hohles schlägt. Mutter Beda ging neben ihm, mit kleinen, unregelmäßigen Schritten, die sie gelernt hatte, in Einklang mit seinem hinkenden Fuß zu bringen. Beide gingen sie zu Boden gebeugt, und ihre

alten Gesichter waren noch älter und noch nachdenklicher geworden als gewöhnlich.

„Was glaubst Du, Vater?“ sagte Mutter Beda.

„Ja, was soll man glauben? Man weiß ja nichts.“

Mutter Beda seufzte.

„Nein, das ist wahr. Man kann nichts wissen.“

Und sie fühlte, wie ihr Herz sich zusammenschürte bei dem Gedanken, daß sie es gewesen, die Schuld daran trug, daß Niels gereist war. Sie dachte nicht daran, daß, wenn Niels zu Hause geblieben wäre, sie vielleicht jetzt neben ihm gegangen sein würde und zu ihm über den Vater gesprochen hätte. Sie dachte nur daran, daß sie Niels fortgeholfen, und es fiel ihr ein, daß sie das Gebet für die Seefahrenden nicht andächtig in der Kirche hatte beten können, und daß ihr Herz nicht inbrünstig gewesen, weil ihre Gedanken durch irdische Dinge abgelenkt waren. Es gab ihr einen Miß, als sie daran dachte, und stumm ging Mutter Beda weiter und würgte die Thränen hinunter, die aufsteigen wollten.

Daheim in Groß-Larjens Hütte ging Märta und half der Mutter Wäsche waschen. Es gab jetzt so viel Wäsche, des Kleinen wegen. Sie war auch unten an der Brücke gewesen, und sie hatte das Boot angesehen und war wieder fortgegangen. Jetzt sprach niemand von etwas anderm, und Märta hatte viele Vermutungen gehört, wie es zugegangen sein konnte. Aber was Märta gehört, hatte sie nicht ergriffen. Es hatte sie weder mit Angst erfüllt noch Reue in ihr erregt, es war beinahe, als hätte sie nichts gehört, nichts verstanden. Der Punkt in ihr, den die Angst vor dem Meere hätte treffen sollen, diese besondere Angst, die dem Küstenbewohner angeboren ist, schien für Schläge unempfindlich zu sein. Sie schlummerte, so wie ein Arm, der eingeschlafen ist. Sie gab keinen Laut von sich, die Angst schlief auf dem Grunde ihrer Seele, und Märta ging wie im Traume umher.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Mann über Bord!“

Skizze aus dem Seemannsleben von Richard Heinze.

Es ist Nacht. Gespensterhaft gleitet ein großer Hamburger Frachtdampfer durch die spiegelglatte See. Kein Lüftchen regt sich. Rostgerade steigt der Rauch aus dem Schornstein. Vorn auf der Back des Schiffes lehnt lässig der Ausgucksmann und lugt scharf aus nach einem sich etwa zeigenden Schiffslicht. Auf der Kommandobrücke geht der wachhabende Steuermann in gleichmäßigem Tritt hin und her dem hinter ihm stehenden Mann am Steuer von Zeit zu Zeit einen kurzen Befehl erteilend.

Vor zwei Tagen hatte der Dampfer, nachdem er seine Kohlenvorräte ergänzt, das Palmas verlassen und strebte nun seinem Ziele, der Küste Südafrikas, zu.

Im krassen Gegensatz zu der Stille an Deck sieht das Leben im Heiz- und Maschinenraum. Das Geräusch des ein- und ausströmenden Dampfes, der seine Kraft durch die Zylinder auf die Schraubenwelle überträgt, das Arbeiten der Pumpen, das Klappern der beweglichen Teile der Maschine übertönt die menschliche Stimme. Zwischen diesem scheinbaren Chaos bewegt sich der Schmierer; aus seiner Delaune träufelt er bald hier, bald dort das erprobte Mittel gegen etwaiges Warmlaufen in die Lager.

Im Heizraum arbeiten mit schweren Schlenfen und Brüggen zwei halbnackte Männer. Immer und immer wieder werfen sie riesige Mengen der schwarzen Diamanten in die gefräßigen Feuer. Die ausströmende Glut treibt ihnen den Schweiß aus allen Poren. Jede freie Minute benutzen sie, um unter dem Ventilator ein tüftles Lüftchen für ihre erschöpften Körper zu erhaschen.

Aus einem niedrigen Tunnel, der den Heizraum mit dem Dunster verbindet, taucht ein schmächtiger, junger Mann auf. Vornübergebengt schleppt er einen Korb Kohlen hinter sich her. Es ist der Trimmer. Dicker Kohlenstaub liegt auf seinem eingefallenen Gesicht, und auch er ist in Schweiß gebadet. Klaglich gleiten seine Augen nach den kleinen Kohlenhaufen vor den Feueren. Wie viel liegt es ihm in den Gliedern. Soll er sich krank melden? Aber nein! Im Geiste hört er den Maschinisten „Fauler Hund“ rufen und seine Arbeitsgenossen müssen ja dann seine Arbeit mit übernehmen. Und wieder schleppt er Korb auf Korb in den Heizraum. Die Kohlenhaufen werden immer kleiner. Die Heizer sehen, wie sich der Trimmer quält, aber sie sind von ihrer Arbeit so in Anspruch genommen, daß ihnen keine Zeit bleibt, den Arbeitskollegen zu unterstützen. Sie halten dünne Feuer, um ihm auf die Weise zu helfen, aber das Manometer fällt langsam Strich um Strich. „Kohlen! Kohlen!“ rufen die Heizer in den Dunster hinein; eine schwache Stimme antwortet ihnen.

Im Dunster sitzt der Kohlenzieher auf seinem Korbe, das Ge-

sicht in den Händen vergraben. Ihm ist so elend zu Mut, seine Kräfte sind erschöpft.

Blitzartig ziehen die Ereignisse der letzten Zeit an seinem Geiste vorüber. Auf der Walze war er nach Hamburg gekommen, aber auch hier suchte er vergebens nach Arbeit. Der Hunger war sein Gefährte. Da bot sich ihm die Gelegenheit, auf einem „Africaner“ als unbefahrener Trimmer anzukommen und freudig griff er zu, ohne eine Ahnung von den Strapazen zu haben, die seiner harrten. Er hatte ja nun Brot und einen Ort, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Was wird wohl seine Mutter für Augen gemacht haben, als er ihr mitteilte, daß er, wenn sie diesen Brief lese, sich schon auf dem Meere befinde? Und wenn sie ihn jetzt sehen würde! Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. In der Nordsee ging es noch. Die Seerkrankheit hatte ihn zwar auch mitgenommen; allein das that nichts. Als aber die ersten Sprühdellen sich einstellten, der Dampfer seinen Kurs immer südlicher nahm, da trat die Reaktion ein. Sein ausgehungertes Körper war der schweren Arbeit nicht gewachsen. Er qualte sich, so gut er konnte; aber heint war er am Ende seiner Kräfte.

Im Heizraum war der Zeiger des Manometers wieder um einige Striche gefallen. Ein heftiges Zuschlagen einer Thür. Der wachhabende Maschinist erscheint in dem Gang, der den Heizraum mit dem Maschinenraum verbindet.

„Verdammte Schweinerei“, brüllt er. „Was ist denn los, schläfst Ihr hier? Mehr Dampf.“ Ein Blick auf die Kohlen überzeugt ihn, wo der Schuldige zu suchen ist. Ein paar Schritte, er ist am Tunnel. „Trimmer! Trimmer!“ schreit er in den Bunker. „Hier ist doch keine Schlafstelle! Lustig! Kohlen heranziehen, sonst helfe ich ihm mit 'nem Stück Pochung auf die Beine; faules Luder!“

Der Kohlenzieher schritt zusammen, hastig füllt er mit äußerster Anstrengung den Korb und schleift ihn in den Heizraum. Noch ein paar Schimpfworte des Maschinisten.

„Ich bin krank“, murmelt zur Entschuldigung der Trimmer. Ein häßliches Lachen des Maschinisten ertönt.

„Krank, das kennen wir. Eine Pöge kaltes Wasser, über den Schädel, das ist das beste Mittel gegen Faulheit. Oben in der Koje liegen, das wäre so ein Fressen! Aber so was giebt's hier nicht. Kohlen raus! Wir sprechen uns morgen beim „Alten“!“

Wie geistesabwesend starrte ihn der Todkranke an. Wieder geht es in den Bunker, Korb auf Korb schleppt er heraus, da — es flimmert ihm vor den Augen, er wankt. Mitleidig fängt ihn ein Seizer auf.

„Lust! Lust!“ röhelt der Trimmer.

„Geh' ein paar Minuten an Deck! Wir werden uns so lange behelfen“, erwiderte sein Kamerad. Langsam klettert der Kranke, sich an dem Eisengeländer festhaltend, die schmale Leiter empor. Jetzt ist er oben. Ein tiefer Atemzug. Er taumelt weiter bis an die Reeling. Weiter beugt er den Oberkörper über die Schutzwehr. Es blüht und flimmert, es gurgelt und brodelst dort unten. Nicht wieder da hinunter in den Heizraum, lieber sterben! schießt es ihm durch den Kopf. „Lieber sterben!“ murmelt er. Immer weiter beugt er sich über Bord. Da . . . ein Schrei . . . das Aufschlagen eines Körpers im Wasser . . . der Platz an der Reeling ist leer.

„Mann über Bord!“ ertönt schrill die Stimme des Ausguckmannes. Auch der Steuermann hat den Todeschrei gehört. Ein Ruck am Telegraphen; der Zeiger im Maschinenraum steht auf „Stopp“. Noch ein paar Umdrehungen der Schraube; die Maschine steht. Ein Rettungsring fliegt ohne Ziel ins Wasser, aber keine Hand wird sichtbar, um ihn zu erfassen.

Der Trimmer wird vermisst. Ein Boot wird ins Wasser gelassen, resultatlos kehrt die Bemannung zurück. Der Kapitän, ärgerlich über den Aufenthalt, läßt den Dampfer die vorgeschriebene Zeit an der Unglücksstelle treiben, und nachdem diese abgelaufen, verkündet das gleichmäßige Arbeiten der Kolben, daß der Dampfer wieder volle Fahrt hat. —

Kleines Feuilleton.

k. Eine Wasserleitung aus der Zeit des Königs Salomo. Wie einem englischen Blatt aus Jerusalem berichtet wird, ist dort vor kurzem das erste Wasser aus den alten Teichen des Königs Salomo mit einer einfachen Feierlichkeit in der großen Moschee Omars, die an dem Ort des früheren Tempels Salomos steht, eingeweiht worden. Die Abzweigung aus dem alten Reservoir liefert das Wasser an zwei Punkten in die Stadt. Das Wasser in der Moschee Omars ist nur für die Moslems, das andere auch für alle Andersgläubigen bestimmt. Für die Bewohner Jerusalems ist diese Wasserleitung eine große Wohlthat, da sie bei geringem Regenschall Wasser laufen mußten. Der griechische Ingenieur Franghia hat die Leitung von Bethlehem, wohin das Wasser aus den Teichen Salomos schon geführt worden war, bis nach Jerusalem weitergeführt. Dies ist der erste bedeutsame Schritt zur Kulturbarmachung der alten salomonischen Wasserreservoirs. Die großen Teiche, die König Salomo vor so vielen Jahrhunderten in den Hügeln Judas anlegen ließ, gehören zu den größten technischen Leistungen überhaupt und setzen eine genaue Kenntnis von der Theorie des Wasserdruckes voraus. Aber Salomo verband noch einen andren Zweck mit diesen Reservoirs, wie er Prediger II, 6 sagt: „Ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünen Bäume.“ Wie sie gebaut wurden, kann man nur aus den Berichten in der Bibel mit-

machen, die von dem Tempelbau in Jerusalem und dem wunderbaren Palast König Salomos handeln. 150 000 Einwohner des unterjochten Landes arbeiteten danach unter 3000 israelitischen Aufsehern. 80 000 bearbeiteten die Steine in den Steinbrüchen, 20 000 beförderten sie und 50 000 setzten die behauenen Steine zusammen. Sie bauten gewaltige Aquadukte, um das Wasser nach Bethlehem und Jerusalem zu leiten. Eine dieser Wasserleitungen ist seit langem zerfallen, aber von einer zweiten höher gelegenen hat der Ingenieur die direkte Leitung nach Jerusalem gelegt. Die Teiche Salomos liegen in dem Thal Urtas, dem früheren Gtam, und sind teils ausgehöhlt, teils in das enge Thal gebaut, einer unter dem andern. Sie variieren in der Länge von 380 bis 580 Fuß, in der Breite von 207—236 Fuß und sind 25—30 Fuß tief. Die Forschungen des „Palestine Exploration Fund“ haben gezeigt, daß man zur Speisung dieser Wasserbehälter Quellen bei ihrem Ursprung das Wasser abgezogen und es durch verborgene Kanäle in den oberen Teich geleitet hatte, während massiv gebaute Wasserleitungen auf drei verschiedenen Niveaus, von denen die eine ganz verborgen war, das Wasser nach Bethlehem, Jerusalem und Hebron leiteten. Der Wasservorrat Jerusalems, der aus Quellen, Cisternen und Leitungen geliefert wurde, kulminierte unter dem Berg Morija, wo der Tempel Salomos stand. Die interessantesten geschichtlichen Quellen sind die der Jungfrau auf der Ostseite und die von Siloah auf der Südseite von Ophel. Beide werden durch unterirdische Wasserleitungen gespeist, und zwischen ihnen hat man einen mit Höhlen verbundenen Kanal entdeckt, in denen Kochgeräte, Wasserkrüge, Lampen und sogar Holzlohlen gefunden wurden, ein Zeichen, daß sie während der Belagerungen Jerusalems als Zufluchtsort dienten. Siloah ist der berühmteste und heiligste Teich Jerusalems. Am letzten Tage des Laubhüttenfestes wurde das Wasser, das man über das Opfer goß, aus Siloah in großer Prozession gebracht. Jetzt steigt man auf zerbrochenen Stufen, an bröckelndem Mauerwerk vorbei, hinunter. Der innere Teich ist eine kleine in den Felsen gebauene Höhle von 6 Fuß Breite, in die das Wasser regelmäßig durch einen unterirdischen Kanal läuft. Von da strömt es in einen größeren Behälter von etwa 50 Fuß Länge und nicht ganz 20 Fuß Breite. Einige zerbrochene Säulen zeigen, daß er früher von einem Vogengang beschattet war. —

— **Ueber das Pflanzen von Rosen im Frühjahr** schreibt A. G. Nuschpler in der „Nerthus“: Um ein erfreuliches Gedeihen und günstige Resultate in der Blütezeit der Rosen zu erzielen, ist eine ordnungsmäßige Pflanzung unerlässlich. Eine niedrig veredelte Rose, wenn es eine stark wachsende Sorte ist, muß einen gut vorbereiteten Boden bekommen. Soll ein ganzes Beet bepflanzt werden, so rigole man dasselbe und bringe eine ca. 20 Centimeter starke Schicht Kuh- und Pferdeflinger unter, doch muß man darauf achten, daß der Dünger mindestens 30 Centimeter mit Erde bedeckt ist. Die niedrige Rose wird alsdann zurückgeschnitten und zwar soweit, daß an den starken Zweigen nur 5—6 Augen stehen bleiben, die ganz schwachen Zweige werden ganz oder auf zwei Augen abgeschnitten. Auch die Wurzeln werden mit einem Messer etwas eingekürzt. Das Pflanzloch muß so groß sein, daß die Wurzeln nicht umgedrückt werden, und so tief, daß die Veredelungsstelle mit bedeckt wird. Durch dieses tiefe Pflanzen wird die Rose veranlaßt, aus der Veredelungsstelle Saugwurzeln zu treiben, wodurch ein gutes Wachstum und ein reichliches und wiederholtes Blühen erzeugt wird. Andererseits überwintert eine so gepflanzte niedrige Rose, selbst Theerosen, ganz vorzüglich, so daß, wenn die oberen Teile erfrieren, aus der Veredelungsstelle eine reichliche Verjüngung stattfindet. Auch schwach wachsende Rosen, wenn so gepflanzt, entwickeln lebhaftere Vegetation. Nach dem Pflanzen werden die Rosen etwas angegetren und wenn die Pflanzung spät im Frühjahr vor sich ging, auch angegossen.

Die hochstämmigen Rosen bedürfen derselben sorgfältigen Bodenbereitung. Die Pflanzlöcher müssen ebenfalls bequem groß sein, damit die Saugwurzeln nicht eine Wiegung nach oben machen. Rosen, welche auf Canina-Sämlingsstämme veredelt sind, dürfen nicht tief gepflanzt werden, sondern vom Stamm dürfen nur höchstens 5 Centimeter mit in die Erde. Der Sämlingsstamm bedarf an seiner Wurzel einen gewissen Luftzutritt und wird alsdann fast keine Wurzelanläufer machen, die man nötigenfalls bequem da abschneiden kann, wo sie ausgewachsen sind; man mache sich die kleine Mühe und entferne die Erde, dann werden die Ausläufer, gut abgeschnitten, sich nicht wieder entwickeln. Die Kronen werden auch beim Pflanzen stark zurückgeschnitten, man lasse nur vier Augen an den starken Zweigen stehen. Die Wurzeln müssen, wie bei den niedrigen, auch angegetren werden. Dünger darf nicht an die Wurzel gebracht werden. Wenn eine hochstämmige Rose als Ersatz auf eine Gruppe gesetzt werden soll, wo vielleicht 8—10 Jahre eine Rose gestanden hat, dann ist es nötig, daß ein großes, ca. 20 Centimeter festes Pflanzloch gemacht und diese Erde ganz entfernt wird, denn sonst würde die frische Rose in dem ausgesogenen Erdreich niemals gedeihen. Das Pflanzloch wird zur Hälfte mit Dünger gefüllt, fest angegetren und mit guter frischer Erde ausgefüllt. Da sich der Inhalt eines solchen Pflanzloches bald stark senkt, so muß die Rose hoch gepflanzt und die Vertiefung ausgefüllt werden. Frisch gepflanzte Hochstämme dürfen nur lose angebunden werden. Im Mai, bei trockenem Wetter, ist es vorteilhaft, öfters zu spritzen, doch wenn die Knospen Farbe zeigen, dann stelle man das Besprengen möglichst ein, damit sich die Farben nicht verändern. —

Theater.

Neue Bühne. (Nachmittagsvorstellung im Theater des Westens.) „Die Hochstapler.“ Schauspiel in drei Aufzügen von Alfred Rössig. — Herr Rössig treibt alle möglichen Künste und Wissenschaften. Er soll u. a. Bildhauer und Musiker sein und hat eine „Revision des Socialismus“ in zwei dickeleibigen Bänden erscheinen lassen, ein Werk, dem die Kritiker nachsagen, daß es viel Berworrenheit und wunderbarlich verschrobene Phantasmen, andererseits aber auch eine Fülle lichtvoll bearbeiteten Thatfachenmaterials enthalte. Jedoch in seinem Drama wird man leider nach irgend einem halbwegs versöhnenden Moment des „Andererseits“ vergebens suchen. Es ist wirklich und wahrhaftig nur eine simple Hochstaplergeschichte, ohne Entwicklung, ohne anschauliches Milieu, ohne Hintergrund und ohne Psychologie — ein in Dialogform umgesetzter Kolportageroman, der nicht einmal die milderen Umstände rein äußerlicher Spannung als Entschuldigend für sich geltend machen kann. Alles bleibt da in dilettantisch-ungelenken Ansätzen stecken. Der „Graf“ Achille Meanti, der in dem Salon eines Kalao-Millionärs unter bewundernder Acclamation der Gäste die Hochstaperei als Blüte und typischen Ausdruck des modernen Gesellschaftslebens feiert und, von dieser theoretischen Exkursion zur Praxis zurückkehrend, im Handumdrehen dem Hausherrn 60 000 M. abzwängt, um mit dem sensationsbedürftigen Kalao-Weibchen nach Paris durchzubrennen; der dann eine „schwachsinnige“ Herzogin um ein paar Hunderttausend erleichtert und endlich in der Schweiz, von Volkzügen ergriffen, nach einer Reihe ernstgemeinter Tiraden wider die Ungerechtigkeit der Menschen sich eine Kugel durch den Kopf jagt, hat keinen echten Tropfen Künstlerblut im Leibe, ebensowenig wie sein Vorgänger in dieser Saison, der „Marquis Keith“ des Franz Bedekindischen Hochstapler-Dramas. Es sind Schaiten, aus lauter allgemeinen Sentimenten und Intentionen, zu deren lebendig-überzeugender Ausgestaltung es an plastischer Kraft gebrach, zusammengewoben. Nur daß es dem Rössigischen Helden auch noch an jener Würze des Barock-Verblüffenden, die bei Franz Bedekind die Langeweile hin und wieder mildert, gebricht. Und wie der Herr, so die Dame! Daß dies nervöse, überspannte August-Weibchen, wie sie ihren Grafen als abligen Hochstapler erkennt, den Mann im Grunde nur noch imposanter und entzündlicher findet, daß sie mit weiblicher Behendigkeit sich in seinen Verus hineinarbeitet und den Meister überbieten soll, mag an sich nicht übel gedacht sein. Aber auch hier bleibt's bei den bloßen Intentionen. In der Ausführung kommt der Gedanke unwahr heraus, unwahr bis zum Wehmütig-Romischen. Besonders, wenn man selbst ein Zeitungschreiber ist. Man denke, diese Dame findet einen Redacteur, der ihr für das Versprechen, an seinem Blatte mitzuarbeiten, in edler Begeisterung gleich 50 000 Franc als Voranschuß in die Hand drückt. Der Name dieses Mannes verdient der Nachwelt aufgehoben zu werden. Er nennt sich Francis Wolff.

Das gute Spiel von Herrn v. Winterstein und Frau Präsch-Grevenberg, welche die beiden Hauptrollen übernommen hatten, vermochte das Stück nicht über Wasser zu halten. Der gewohnheitsmäßige, nichtsagende Weisfall hatte mit energischem Rißchen zu lämpfen. Der Mißerfolg war hier noch stärker wie bei Eulenbergs „Münchhausen“. Es scheint, daß die Aufführungen in der „Neuen Bühne“ zu Danaergehenken für die betroffenen Dichter werden.

Musik.

Mit der musikalischen Technik unsrer Zeit, doch ohne den Sinn unsrer Zeit hat Felix Bohrsch eine Kunstform wieder zu beleben gesucht, die so recht für die weltliche Frömmigkeit oder fromme Weltlichkeit des 18. Jahrhunderts paßte. Die „Passion“, das geistliche Oratorium von Jesu Lebensende, das Meister J. S. Bach in unsterblicher Weise gepflegt hat, braucht für unsre oder irgend eine spätere Zeit nicht als unmöglich gelten; es kommt nur darauf an, ob ein Künstler dafür neue Ausdrucksformen findet. Daß dies in Bohrsch's „Passions-Oratorium nach Worten der heiligen Schrift“, op. 45, der Fall sei, glauben wohl nicht einmal seine aufgereagten und manchmal recht geschmacklos expellierenden Lobredner: Wilhelm Weber, der eine brauchbare „Thematische Analyse“ des Werks verfaßt hat, und Bernhard Scholz, der Frankfurter Konservatoriums-Direktor, der zeternde Antimoderne, der Geleitgeber neuerer Oratorien-Komponisten, der das Textbuch des vorliegenden Werkes mit einer geharnischten Einleitung versehen hat. Man muß sehr scharf untercheiden: eine tüchtige Musik, die der Komponist macht, und eine wirklich künstlerische Reuleistung. Herr Bohrsch lebt zu Altona als Dirigent der Singakademie und als Organist einer Kirche; er hat — geboren 1860 — bereits durch zahlreiche meist vokalische Werke sich einen guten Namen gemacht; er rühmt die Studien in Kontrapunkt zc., die er bei längst heimgegangenen Meistern gemacht hat. Fachkollegen werden sich denn auch leicht für das interessieren können, was er als Ansprache seiner Interessen giebt. Er ist jedenfalls mit Wärme bei seiner Sache. Aber nun die große Frage, ob es nicht bloß vom Herzen und vom Interesse kommt, sondern auch zum Herzen und zum Interesse geht. Und da hat man beinahe den Eindruck, als bestähe Bohrsch zwischen seiner Singakademie und seiner Orgelbank gar kein rechtes Gefühl dafür, was denn die Zahl 1902 bedeutet, wer denn wir eigentlich sind, usw. Um zahlreicher musikalischer Specialfeinheiten willen verwandelt man sich nicht in einen Mitfühlernden mit diesem Thema. Dazu kommt

noch, daß es auch mit jenen Feinheiten nicht gar so weit her ist. In den späteren Terminen treten einige „dramatische“, insbesondere rhytmisch belebte Stellen ein; sonst aber dieses viertelstundenslange Anhören der ewig gleichen Viertelnoten, die den Gefühlsergießungen über dürrig angegedeutete Vorgänge dienen sollen — nein, da hält man es weder im Anhören, noch im Recensieren zu Ende aus.

Der Sternsche Gesangverein, der ja seiner Zeit die ähnlichen (freilich damit nicht gleichstufigen) Werke von Friedrich Kiel vor's Publikum gebracht hat, gab unter der Leitung von Professor Gerusheim mit der Bohrsch-Aufführung eine rühmenswerte Leistung. Sonst wäre ja auch der Weisfall schwerlich so groß gewesen, wie er thatsächlich war. Doch auch diesmal hätten wir, ginge es im Konzertsaal wie im Theater, ein Gewitter haben können. Man braucht nicht revoltieren; es genügen Schlußrufe nach den ersten Fünftelstunden. Damit wäre auch manchem Solosänger die weitere Nahrung des Publikums erspart (wir verzichten für den vorliegenden Fall auf Namen).

Vielleicht trifft man die Einrichtung, bei Novitäten dem Publikum Stimmzettel in die Hand zu geben; nach der ersten Hälfte werde dann abgestimmt, ob „Weiter!“ oder „Schluß!“ Letzteres braucht weder eine Belebidigung, noch ein Tadel zu sein — wie wir denn auch Herrn Bohrsch nicht im entferntesten tadeln wollen. — sz.

Geologisches.

— Die tiefsten in Deutschland benutzten artesischen Brunnen für Trinkwasser befinden sich, nach der „Altonaischen Zeitung“, in und um Hamburg. Das Gebiet dieser Stadt weist über 100 Bohrbrunnen mit mehr als 150 Meter Tiefe auf, aber niemals hatte man bis dahin gewagt, die ersten mächtigen Tertiarstadien zu durchbrechen, sondern war nur soweit in denselben vorgegangen, als der Zweck einer reichlichen Wasserversorgung erforderte, das heißt, höchstens bis 240 Meter Tiefe. Die neueren Anforderungen der Hygiene an die Zusammenfassung der unterirdischen Wasser machten indessen notwendig, tiefer hinabzugreifen. Die städtischen Behörden Hamburgs ließen zu diesem Zweck auf der Elbinsel Finkenwerder einen Bohrbrunnen bis 369,9 Meter unter Normal-Null abstecken und fast gleichzeitig ließ das Stadtbauamt Altona nahe bei Eimsbüttel einen artesischen Brunnen bis zur Tiefe von 363,1 Meter unter Normal-Null ausführen. In diesen Tiefen wurde das geeignete Wasser angetroffen, ohne daß das Liegende der Miocinsande erreicht war. Die Wassertemperatur in der Tiefe beträgt auf Finkenwerder nur 15 Grad C., bei Eimsbüttel 17 Grad C. Die Gleichförmigkeit und sehr geringe Zunahme der Temperatur mit der Tiefe ist ein Beweis ausgedehnter Kommunikation der zahlreichen Quellwasser in den tiefen Schichten, und es kann kein Zweifel sein, daß unter dem Boden Hamburgs eine reiche Auswahl der verschiedensten, für jede Verwendung geeigneten Wasser vorhanden ist. An beiden Stellen fließt das Wasser von selbst aus; durch entsprechende Pumpeinrichtung läßt sich die Ergiebigkeit natürlich bedeutend steigern. Beide Brunnen sind gegenwärtig die tiefsten in Deutschland zur Gewinnung von Trinkwasser erbohrten, während einzelne Bohrungen auf Mineralwässer allerdings tiefer hinabreichen. —

Humoristisches.

— Pantoffelheld. „Geht meine Frau aus, Elise?“
 „Ja, gnädiger Herr.“
 „Wissen Sie, ob ich mit ihr gehe?“ —
 — Ein Unglück. „Ist etwas passiert?“ fragte der Direktor eines Wundermuseums, als er einen Angestellten nach einem Arzt rufen hörte.
 „Ja freilich,“ lautete die besorgte Antwort, „der Schwertschlinger hat aus Unvorsichtigkeit eine Stecknadel geschluckt.“ —
 („Jugend“.)
 — Stillblüte aus Rössig's Schauspiel „Die Hochstapler“
 „Die Ehe ist eine Boa constritor, die einen einseist, um ihn dann mit einem Male zu verschlucken.“ —

Notizen.

— Die erste Folio-Ausgabe der Komödien, Historien und Tragödien von Shakespeare brachte es bei einer Wücher-verseigerung in London auf 21 000 M. —
 — „Vie du poste“ (Dichterleben), ein finonisches Drama von Charpentier, erzielte bei der Erstaufführung in Hamburg, die der Komponist selbst dirigierte, eine gewaltige Wirkung. —
 — „Liebesabenteuer“, ein Ballett von Regal, Musik von Mader, hatte bei seiner Erstaufführung in Budapest Erfolg. —
 — Das Vermögen der Nobel-Stiftung betrug Ende 1901, wie aus dem Rechenschaftsbericht hervorgeht, nahe an 28 Millionen Kronen. Für die diesjährige Verteilung der fünf Nobelpreise stehen 945 646 Kronen zur Verfügung. Da ein Viertel der Preise den preisverteilenden Körperschaften zur Vorkostung der Kosten ihrer Verwaltung usw. zufällt, bleiben für die Preisverteilung im Jahre 1902 709 234 Kronen übrig, so daß jeder der fünf Preise diesmal aus 141 847 Kronen oder ungefähr 159 580 M. besteht. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. April.